

Schweizer Film: Der Mist wird schöngeredet

Begeisternde Schweizer Filme sind selten wie eine Perle in der Muschel – obwohl die Subventionen stetig steigen. Die aktuellen Förderkonzepte führten in die Sackgasse, ein Richtungswechsel sei nötig, **schreibt Alex Bänninger**

Die Eidgenossenschaft startete ihre Filmunterstützung 1963 mit 900 000 Franken. 2017 beliefen sich die Produktionshilfen des Bundes, der Kantone, Gemeinden, der SRG und privater Stiftungen auf annähernd 70 Millionen Franken oder auf rund 100 Franken für jeden Kinobesucher eines Schweizer Films. Die Zahl der Personen, die Geldströme verwalten, übersteigt jene der Filmschaffenden, die einst das Wunder des neuen Schweizer Films der sechziger bis achtziger Jahre vollbrachten.

Im Schnitt erreicht jährlich ein einziger unserer Filme mehr als 100 000 Kinobesucher. Der letzte Goldene Bär von Berlin ging vor 67 Jahren in Schweizer Hände, die letzte Goldene Palme von Cannes vor 55, der letzte Oscar vor 27 und der letzte Goldene Leopard Locarnos vor 12 Jahren. Dazu passt die wuchtige Abfuhr, die das Film- und Mediengesetz im Kanton Zürich vor einer Woche erlitt, über 80 Prozent der Stimmenden lehnten es ab.

Eigentlich wäre längst eine Standortbestimmung nötig. Doch kritische Fragen stören die Kulturförderer enorm. Sie meinen, die edle Absicht eines Projekts rechtfertige die finanzielle Hilfe hinlänglich. Was dennoch misslingt, wird als Mist schöngeredet, auf dem die Rosen blühen.

Fehlentscheide sind Programm

Die Qualität als Zufallsprodukt der Quantität ist als Prinzip auch verankert in der Kulturbotschaft des Bundesrates für die Jahre 2016 bis 2020. Die Filmförderung soll effizient sein, ambitiös, synergetisch, objektiv, demokratisch und gerecht. Mit diesem Zielsalat ist das Systemversagen programmiert.

Die Kulturbotschaft will die «hohe künstlerische Qualität». Dieser mustergültige Vorsatz signalisiert klar, worauf es in der Förderung ankommt: auf thematische und gestalterische Exzellenz. Doch der Bund verheddert sich unter Film-Chef Ivo Kummer in selber ausgelegten Fallstricken. Erstens mit der Einschränkung, die Qualität müsse «mit den Anforderungen des Marktes» harmonieren, zweitens mit der Bekundung, für ein «breitgefächertes Filmschaffen» zu sorgen, und drittens mit der Zusicherung an die Filmschaffenden, «regelmässig Filmprojekte realisieren» zu können. Diese Ziele hebeln sich gegenseitig aus und ebnen das Stolperfeld für gebrechliche Kompromisse.



Alex Bänninger (*1942), Kulturpublizist, leitete von 1972 bis 1984 die Sektion Film beim Bundesamt für Kultur und war dann bis 1993 Kulturchef des Schweizer Fernsehens. Seither ist er selbständig.

Selbst akribische Lektüre findet im Drehbuch nichts, was einen Film charakterisiert.



Ivo Kummer, Filmchef des Bundes, und Kulturminister Alain Berset. (Locarno, 7. 10. 2014)

Der Unfug, die «hohe künstlerische Qualität» mit den «Anforderungen des Marktes» zu verknüpfen, beschädigt die Integrität der Kunst. Ihr Wesensmerkmal ist nicht die Kommerzialisierbarkeit. Die Konsequenz dieses Denkfehlers verhindert Innovationen und mutet den Experten eine nur unseriös zu bestehende Prüfung zu.

Ob ein Film die Kassen zum Klingeln bringt, hängt auch von unbeeinflussbaren Faktoren samt Zufällen ab. Die Experten können sich zum Auswertungspotenzial nur als Wahrsager äussern und stürzen ins Dilemma, ob ein als künstlerisch bestechend beurteiltes Projekt wegen der als gering vermuteten Marktchancen abzulehnen oder ob umgekehrt ein künstlerisch schwaches Vorhaben mit erhoffter Auswertungsstärke zu finanzieren sei. Der Beliebtheit öffnet sich Tür und Tor.

Das Bundesamt für Kultur unterläuft das Ziel der «hohen künstlerischen Qualität» zudem mit seinem Engagement für die «Vielfalt des Filmangebots». Weil Pluralität per se als Ideal gilt, gelingt es den Experten leicht, Projekte ohne künstlerische und merkantile Gene mit dem Argument zu fördern, sie würden wegen irgendwelcher Eigentümlichkeit die Vielfalt mehrten. Doppelschneidig ist das Bekenntnis zur regelmässigen Arbeit der Filmschaffenden. Es verführt um der Kontinuität willen zur Finanzierung windschiefer Projekte.

Der Schlupflocher sind viele, um an der Qualität vorbei der Subventionen teilhaftig zu werden. Darum sorgen die nach der normativen Kraft des spekulativen Optimismus geförderten Projekte für Ärger und Fehlschläge. Die Kompetenz der Experten ist vorhanden. Der Bund beansprucht sie jedoch halbhatzig. Er lässt die Fachleute in wechselnden Gruppen arbeiten, die bestenfalls dafür taugen, die Projekte grob nach Spreu und Weizen zu sortieren. Für die hohe Kunst der Qualitätsbeurteilung eignen sich Kollektive nicht. Ihre Mitglieder suchen um des internen Friedens willen den flauen Konsens.

Weil die Projekte in jeder Amtssprache eingereicht werden können, wäre deren Beherrschung für jedes Gruppenmitglied Pflicht. Diese Voraussetzung für Fairness ist mangelhaft erfüllt, zumal die Drehbücher im Beurteilungsprozess eine beängstigend zentrale Rolle spielen. Die an der Produktion direkt Beteiligten kennen das Drehbuch

detailliert und sind mit den Intentionen der Regie eng vertraut. Die Experten hingegen erhalten die Drehbücher paketweise zugesandt und lesen sie unter Stress.

Doch selbst eine akribische Lektüre findet im Drehbuch nichts, was einen Film charakterisiert: die Bilder, das Licht, die Stimmen, die Mimik und die Gestik der Schauspieler, die Geräusche, die Musik. Ein Drehbuch ist für die Experten ein Film in Worten und darum so kläglich aussagekräftig wie eine Sinfonie in Worten. Die Überbewertung der Drehbücher ist inakzeptabel. Intensive Gespräche - keine an Einvernahmen gemahnende Hearings - mit den Filmschaffenden und die kritische Visionierung ihrer früheren Werke wären erhellender, was indessen Expertenkollegien zeitlich überfordert.

Auf kreative Köpfe kommt es an

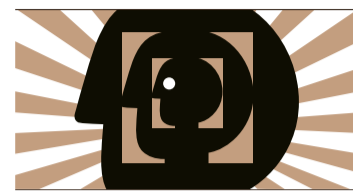
Die eidgenössische Filmförderung begreift sich als sauber administrierter und von Kommissionen mit gebündelten Eigeninteressen gesteuerter Subventionsapparat zur Volumenmaximierung. Ihre grösste Schwäche ist die Selbstüberschätzung. Die Idee, mit staatlichen Konzepten und Budgets dem Filmschaffen eine bestimmte Richtung vorordnen zu können, ist ernüchternd näher bei der Illusion als bei der Realität. Kunst und Planwirtschaft sind sich spinnefeind.

Jede kinematografische Sternstunde im hiesigen Filmschaffen verdanken wir der profunden Könnerschaft und dem *feu sacré* einzelner Autorenfilmer. Fördergelder waren nie schöpferischer Auslöser, sondern im besten Fall die finanzielle Antwort auf herausragende Projekte.

Zusammengenommen brauchen wir künftig eine Förderung, die sich hochmotiviert der digitalisierten Welt mit ihren zusätzlichen Ausdrucks- und Vermittlungsformen öffnet, eine, die Entwicklungen antizipiert, um rasch bedürfnisgerecht reagieren zu können, eine, die sich von den nivellierenden Expertengremien verabschiedet und profilierten Einzelpersonlichkeiten als Intendanten vertraut, die Verantwortung übernehmen und zur Rechenschaft gezogen werden wollen. Das alles führt aus der Sackgasse zum Weg des Erfolgs.

Podiumsdiskussion «Film + Politik = Film-politik» u. a. mit Ivo Kummer, Film-Chef Bund, Samir und Stina Werenfels am 1. Oktober um 20 Uhr im Kulturhaus Kosmos in Zürich.

Auch das
Auge
liest mit



Zugabe

Manfred Papst

Es ist angerichtet! Der kleine Satz hat einen doppelten Sinn. Liebe Gäste, bitte zu Tisch!, kann er bedeuten, aber auch: Jetzt haben wir den Salat.

Wir schätzen Speisen, die nicht nur wohl munden, sondern auch adrett präsentiert werden: als anmutiges Spiel von Farben und Formen. Kunst auf dem Teller. Deshalb sagen wir: Auch das Auge isst mit.

Der Verleger Gerd Haffmans hat den Satz, als er, bis dahin Cheflektor bei Diogenes, 1982 sein eigenes Unternehmen gründete, charmant abgeändert: «Auch das Auge liest mit», sagte er mit einem Zwinkern. Er spielte damit auf die sorgsame Ausstattung seiner frühen Bücher an: Leinen, Fadenheftung, Lesebändchen, säurefreies Papier, gepflegte Typografie, die sich nicht selber wichtig machte, sondern ganz im Dienst des Textes stand.

Das Auge liest aber nicht nur mit. Manchmal liest es auch ganz allein. Dann nämlich, wenn der Geist abschweift und sich unmerklich vom Buch entfernt.

Ich sitze am Fenster und lese Gedichte. Mein Blick gleitet gleichmässig über die Zeilen, während andere Gedanken sich dazwischenschieben: Ich habe Joëlle noch nicht zum Geburtstag gratuliert. Der gute Herr A. mit seinem Krückstock, dem wir im Opernhaus so oft begegnet sind, hoch oben im zweiten Rang, ist gestorben. Ich habe die Todesanzeige gesehen. Die Balkontür muss dringend geölt werden. Und Hundefutter brauchen wir auch. Küchen- und Briefpapier sowieso.

Während der Alltag sich in meine Lektüre schleicht, lese ich weiter, blättere mechanisch um. Die Wörter ziehen an mir vorbei, durch mich hindurch vielleicht sogar, aber ohne eine Spur zu hinterlassen. Doch plötzlich bleibe ich wieder an einem Vers hängen. Er leuchtet mir ins Bewusstsein, und ich bin unversehens wieder mitten drin im Buch. «Die Karpfen schlafen, / Das Wasser still geworden - / Da, horch, ein Kuckuck.»

Ich gehe durch Gedichtbände wie durch Gemäldegalerien. Da sind zum Beispiel die virtuosen Niederländer des 17. Jahrhunderts. Segelschiffe, Fischmärkte, Blumen, Zechkumpfen. In raschem Schritt durchschreite ich die Räume, bisweilen mit der falschen Brille auf der Nase - bis mich der Blitz trifft. Da ist ein Vermeer. Eine Frau liest einen Brief. Ein Lichtstrahl spiegelt sich im Weinglas. Die Weltkarte zeigt ihre Brüchigkeit. Eine Perle schimmert.

Auch den grössten Dichtern, hat Gottfried Benn einmal geschrieben, gelängen in ihrem Leben allenfalls ein halbes Dutzend vollendeter Gedichte. Wohl wahr! Doch wie finden wir sie? Die Antwort ist einfach: Sie finden uns. Wir müssen nur lesen und lesen und lesen. Und dann, irgendwo zwischen den Gedanken an Terminkalender und Einkaufslisten, geschieht das Wunder.